

antwortung der Pfarrgemeinde für die Zu- und Wegziehenden; Weckung und Pflege des Kinder- und Jugendapostolats.

Neben diesen allgemeinen Aufgaben hat die Heimatpfarre zur Stärkung des religiös-sittlichen Lebens noch *besondere Aufgaben* zu erfüllen: planmäßige Pflege des alten Brauches der Verabschiedung der Wegziehenden; nach Möglichkeit Übergabe eines Andenkens an die Heimatpfarre und eines Vademecums in die Fremde (Gebetbuch, Neues Testament u. dgl.); Veranstaltung von Exerzitien, Einkehrtagen und anderen gottesdienstlichen Feiern; Anlage einer Kartei der Abwandernden; Verständigung der Seelsorgezugststellen; Verbindung mit der Heimatpfarre durch gelegentliche Zusendung von Mitteilungen, Berichten, Pfarrblättern, Seelsorgebriefen u. dgl.; seelsorgliche Auswertung der Urlaubszeiten; öffentliches Gebet für die in der Ferne weilenden Pfarrangehörigen. Die Durchführung all dieser Aufgaben ist nur mit Hilfe von Laienaposteln möglich. Das in der Heimatpfarre gepflegte Jugendapostolat hat hier ein dankbares Arbeitsfeld.

Mit der Heimatpfarre muß die *Seelsorgestelle*, in deren Bereich die Zuwanderung erfolgt, Hand in Hand arbeiten. Stets ist die Eingliederung in das kirchliche Gemeinschaftsleben zu erstreben.

Folgende besondere Aufgaben obliegen der Pfarre des Zuzugsortes: Möglichst rasche Kenntnisnahme des Zuges; Zustellung eines Begrüßungsschreibens samt der Gottesdienstordnung durch Laienhelfer; öfterer Besuch durch Laienapostel; nach Möglichkeit auch Hausbesuch des Priesters; Eingliederung in Vereine und Gemeinschaftsgruppen der Pfarre.

Wo eine Eingliederung in das normale Pfarrleben nicht möglich ist, sollen überpfarrliche Einrichtungen und Gemeinschaften einsetzen. Heute widmen sich bereits eine Anzahl von Priestern hauptberuflich dieser Seelsorge der „Wandernden Kirche“. Sie verfügen teilweise über Kapellenautos und auch Personenwagen und werden von freiwilligen Helfern unterstützt. Sie suchen die zerstreuten Katholiken auf, laden sie zum Gottesdienst ein und bringen sie gelegentlich auch im Auto zur Gottesdienststätte.

Die heilige Messe wird gefeiert, wo es eben gerade notwendig und möglich ist. Die bisherigen Erfolge der Seelsorge an der „Wandernden Kirche“ sind ermutigend.

Linz a. d. D.

Dr. Joh. Obernheimer.

(**Gedanken zu dem Buche Hans Eduard Hengstenbergs „Einsamkeit und Tod.“**) In der Nachkriegszeit veranstaltete die größte Tageszeitung Münchens eine Rundfrage bei Gelehrten aller Fakultäten, meist Psychologen, Philosophen und Naturwissenschaftlern, über das *Problem der Unsterblichkeit*. Es war nicht

viel Positives, was da zutage gefördert wurde — auch Rudolf Eucken war unter den Beantwortern der Rundfrage —, zumeist eine müde Skepsis: Ignoramus. Einen positiven Wert erbrachten nur die Beiträge einiger Theologen. Die Wissenschaft hat Bedeutendes geleistet in der Lichtung des „*Geheimnisses des Todes*“, insoferne sie Totenstädte, Grabkammern, Grüfte freilegte, ihren Inhalt erforschte und die Welt aufhorchen machte durch die Entdeckung der fabelhaften Schätze, die die Grabkammer des Pharaos Tutanchamun barg. Aber das liegt alles nur an der Peripherie des Problems „Tod“. Die Wissenschaft weiß nichts zu sagen, was das Sterben wesentlich ist, wodurch es sich vom Eingehen der Pflanze und dem Verenden des Tieres unterscheidet. Sie weiß noch weniger zu sagen, was das Sterben erleichtern oder gar verklären könnte. Sie vermag nur die unerbittliche Tatsache als eine naturgesetzliche Notwendigkeit zu erklären, allenfalls noch über die Ursachen des Todes und den Prozeß der Auflösung Vermutungen anzustellen. Aber damit ist sie am Ende. Wie leer und schwach ist der Trost, den die Naturwissenschaft dem Sterblichen zu geben weiß, um seine Todesfurcht zu mildern! So meint ein hervorragender Physiologe vom Range eines *Bunge*, die Kontinuität des Bewußtseins werde wahrscheinlich unterbrochen, die Kontinuität des Lebens dagegen tatsächlich nie. Die kommende Generation seien wir selbst. Wir leben fort in denen, die nach uns kommen. Dadurch sei auch dem Tode der Stachel genommen: der Tod des Individuums vernichte kein Leben; dieses stehe keinen Augenblick still. Was liege denn an der Kontinuität des Bewußtseins? „Ein ewig junger Frühling, ein ewig neues Leben, neue Freuden: Endlose Lust!“ Aber was liegt dem Individuum an einem solchen Fortleben, was kümmert es schließlich die Kontinuität der Geschlechter, wenn sein eigenes Dasein sicher zu Ende geht? Das ist ja der schwache Punkt aller Bemühungen, die Völker vor dem drohenden Gespenst des völkischen Untergangs durch Aussterben zu bewahren, wenn sie keine transzendenten religiösen Motive wirksam zu machen wissen, die allein dem Leben, dem eigenen und dem der Kommenden, Sinn zu geben vermögen. Daher hat neuestens *Emil Mattiesen* in einem großangelegten, zwei starke Bände umfassenden Werk „*Das persönliche Überleben des Todes*“ (Berlin 1936, Walter de Gruyter u. Co.) das Fortleben und damit den Sinn des Lebens auf „exaktem“ Wege durch die spiritistische Hypothese zu retten gesucht. Aber der gläubige Christ muß den „exakten“ Beweis aus Gründen der Vernunft und des Glaubens entschieden ablehnen.

Das Sterben, wenn es nicht bloß ein trotziges Aufbäumen gegen den Lebenswillen sein soll, zu dem wohl nur die wenigsten die Kraft aufbringen würden, empfängt nur von der Religion

her das Licht, das sein schauriges Dunkel aufhellt. Auch der Tod gewinnt nur in der christlichen Weltanschauung Adel und Weihe. Zwar sind die Schauder und das Grauen vor dem Tod auch hier nicht völlig geschwunden, aber sie sind gemildert und verklärt durch Christi Tod. Denn in Christus lebt, stirbt und aufersteht der gläubige Christ. Das ist der Kerngedanke des neuen Buches von *Hans Eduard Hengstenberg*, „Einsamkeit und Tod“ (154 S., Preis brosch. RM. 2.80, geb. RM. 3.80, Regensburg bei Friedr. Pustet). Der Verfasser hat mit einer gewissen inneren Notwendigkeit seinem mit Recht gerühmten Buch „Christliche Askese“ (2. Aufl.) eine Schrift über den Tod folgen lassen, zu dem als Abschluß ein Buch über die „Verklärung“ geplant ist. Es ist keine bloß aszetische Anweisung über die „Kunst des Sterbens“, die „ars moriendi“, die besonders in der Zeit der Renaissance ein beliebter literarischer Gegenstand war, wie *Huizinga* in seinem „Herbst des Mittelalters“ (München 1928) zeigt. Hengstenberg leistet hier keine dogmatische Arbeit, sowenig er in seiner „Askese“ ein theologisches, sondern ein philosophisches Buch — im Sinne der *christlichen Philosophie* — geschrieben hat. Aber das dogmatische Element tritt zur Bestätigung und Vertiefung der philosophischen Erkenntnis hinzu. Daher geht das Buch nicht bloß den Theologen, sondern jeden Christen an, der sich für die tiefsten und entscheidendsten Fragen des Lebens aufgeschlossen hält.

In Christus ist der Tod etwas anderes und Neues geworden. Denn Christus hat den Tod überwunden, aber nicht aufgehoben, sondern uns zur Erfüllung übergeben. Das ist der Gedanke, der immer wieder aufleuchtet. So gehört der Tod zu jenen Leiden, mit denen wir nach dem Worte Pauli an seinem Leibe, der Kirche, ergänzen, was an dem Leiden Christi noch aussteht. Das Sterben ist das Tor zum Leben und die Vollendung der Persönlichkeit. Im Tode muß die Frucht in die Scheuer gebracht werden.

Hengstenberg erinnert an das, was Scheeben von der „Herrlichkeit des Kreuzes“ sagt, um die Herrlichkeit auch des am Kreuze Christi erlösten Todes zu schildern. Christus hat „das Schandmoment des Todes“, das der sündigen Menschheit wie ein Brandmal aufgedrückt war, überwunden. Das ist der Sinn dessen, daß er „den Tod getötet hat“, zwar nicht abgeschafft, aber groß und herrlich gemacht. „Unser Tod erhält etwas von der Herrlichkeit des Todes Christi.“ Sofern wir den Tod recht sterben, überwiegt an ihm für uns nicht das Verabscheuungswerte, sondern die Ehre (S. 25).

Der christliche Tod ist die große Sühnetat, die rückwirkt auf das ganze Leben und es in Einklang setzt mit seinem Abschluß. Der Tod erteilt rückwirkend allem vergangenem Tun und

Denken Notwendigkeit. „Im guten Tode werden alle krummen Wege gerade, zu der kürzesten Verbindung mit Gott. Jeder Irrweg erhält nachträglich einen zu Gott führenden Sinn“ (S. 121). Der Tod ist etwas Endgültiges und Einmaliges, er ist nicht wiederholbar und überholbar. Er ist andererseits nichts Endgültiges, sondern *der Durchgang zur endlichen Vollendung*. Alle nach dem Christentum und im Gegensatz zu ihm entstandenen Lebensphilosophien sind nur eine Flucht vor dem Tode, der sein Grauen in dem Maße wiedergewinnt, als ihm dieser Übergangscharakter genommen wird. Es ist gewiß kein Beweis für das von vielen erhoffte Schwinden der Todesfurcht, wie man glaubt, daß zur Zeit noch keine ausreichende Theorie des Todes bekannt sei. Hofft man vielleicht, in der Zukunft eine solche zu finden? Sowenig als die Biologie jemals das Geheimnis des Lebens restlos zu enträtseln imstande sein wird, wird sie den Schleier von dem Geheimnis des Todes wegziehen und den Alldruck des Grauens von ihm zu nehmen vermögen. Nur in Christus wird auch der Tod zum Freund und zum „Bruder Tod“, Weg zur Auferstehung.

Das Sterben ist die große *Einsamkeit* am Ende der Lebenszeit. Im Sterben steht jeder einsam, auch wenn eine Familie und liebe Freunde das Sterbelager umgeben. „Tod ist totale Einsamkeit: während bisher nur einzelne Güter im Abschied von uns traten . . . , nehmen wir hier von der *Totalität* aller irdischen Werte und Güter Abschied, dafür erlangen wir die letzte Reife, eine Seinsweise, die überhaupt nicht mehr aus der Zeitlichkeit lebt“ (S. 57).

Geheimnis, Einsamkeit und — *Mystik!* Es ist ganz folgerichtig, daß Hengstenberg auch auf das Verhältnis des Todes zur Mystik eingeht. Denn im Sterben wird, wie er sagt, jeder ein Mystiker. Der Mystiker ist ein „besonders todbegabter Mensch“, der Tod „die mystische Erfahrung par excellence“, „der Gipfel der Mystik“, weil mit der Innigkeit und Heftigkeit der Aktsetzungen zugleich der Nullpunkt äußerer Handelns einhergeht. Im Tode vollzieht sich die letzte, endgültige Anvermählung an Christus, im Eintauchen in seinen Tod. „Die Christusbrautschaft erhält hier letzte Verwirklichung.“ Diese letzte Vollendung ist durch keine sonstige Tugendübung zu erreichen, sondern nur durch den existenziell „gelebten“ Tod (S. 112).

Das Erschütterndste im irdischen Leben ist und bleibt der Tod. Trotzdem weht in dem Buch kein düsterer, hoffnungsloser Pessimismus. „Nur wer den Tod zu schmecken wagt, findet zum Leben den echten, begründeten Optimismus, den man allerdings aufhören sollte, mit diesem oberflächlichen Wort zu benennen“ (S. 128). Bei allem Ernst und aller Wucht des Gegenstandes schwingt doch durch das Ganze ein hoffnungsseliger Ton, der auch im Leser einen stillen Jubel auszulösen vermag. Der Christ

lebt in der Überzeugung, daß der letzte Akt des Lebens, das Sterben, nicht nur das vorausgehende Leben in die Freudigkeit und Freiheit hinaufhebt, sondern vor allem das kommende zu einem „Akt des Alleluja“ macht.

Manches sagt der Verfasser in eigenartiger, bisweilen sprachlich etwas harter Form, manches hätte sich vielleicht auch im Interesse eines weiten Leserkreises mehr ungezwungen in einem leichter faßlichen Ausdruck sagen lassen. Aber er bietet ein Buch der Tiefe. Es erschließt Quellen der Kraft, auch wenn sich der Horizont des Lebens dunkel färbt durch Wolken des Leidens — weit mehr als etwa das Buch des Renaissancephilosophen Baco von Verulam: „Das Geheimnis des Lebens und des Todes.“ In dieses dunkelste Geheimnis einzudringen vermag nur eine starke spekulative Begabung, die getragen ist vom christlichen Glauben. Wer in diese Tiefe vorzustoßen wagt, muß sich zuvor über das „Teilsterben“, die Aszese, klar geworden sein. Dem Verfasser ist es gelungen, reiches Gold aus geheimnisvollen Schächten heraufzuholen, das wert ist, in praktischer Kleinarbeit des Seelsorgers ausgemünzt zu werden.

München.

Geh. Rat Univ.-Prof. Dr Franz Walter.

(Feierliche Taufspendung.) Der Bischof von Trier hat eine Verordnung über die Spendung des Taufsakramentes erlassen, in der es heißt: „Als neue Aufgabe stelle ich die feierliche Spendung der heiligen Taufe als des ersten und wichtigsten Sakramentes, womöglich in Verbindung mit einem pfarrgemeindlichen Gottesdienst. In ländlichen Pfarreien wird man leicht die sonntägliche Spendung der heiligen Taufe im regelmäßigen Anschluß an den Nachmittagsgottesdienst als eine Feier der ganzen Pfarrgemeinde gestalten und auch für die werktäglichen Tauffeieren eine größere Beteiligung der Gläubigen erreichen können. In der Stadt soll ebenfalls wenigstens die Beteiligung eines Teiles der Gemeinde an den Tauffeieren angestrebt werden. Oft wird man die heilige Taufe in Verbindung mit dem kirchlichen Religionsunterricht der Kinder spenden können.“ (Frankfurter „Kath. Kirchenzeitung“ vom 2. Oktober 1938.)

Linz a. d. D.

Dr Joh. Obernheimer.

* **(Missae celebratio in ecclesia aliena.)** In einer einem Kloster inkorporierten Pfarre, die von den Klostergeistlichen pastoriert wird, befinden sich mehrere Filialkirchen, die Klosterkirche einer Schwesterngenossenschaft bischöflichen Rechtes, eine Krankenhauskapelle und eine Schloßkapelle, für die mit kirchlicher Genehmigung ein Pater des Klosters als Schloßbenefiziat angestellt ist. In allen Kirchen und Kapellen sowie in einem Ferienlager, in dem mit bischöflicher Erlaubnis öfter die heilige Messe